



„Als Max noch Dietr war“

Wundern Sie sich über nichts, bewahren Sie ruhig Blut, es handelt sich lediglich um Schweizerdeutsch: Max Moor liest am 19.11.2015 in der Ritterakademie aus seinem Buch „Als Max noch Dietr war – Geschichten aus der neutralen Zone“

Max Moor, 1958 als Dieter in Zürich geboren, ist Schauspieler und Moderator und seit acht Jahren das Gesicht des ARD-Kulturmagazins „tnt – titel thesen temperamente“. Zwei Bücher schrieb er über das Leben in seiner Wahlheimat Brandenburg. Jetzt blickt er auf seine Kindheit in der Schweiz der Sechzigerjahre zurück – mit einem liebevollen Augenzwinkern und einem Exkurs in die wundersamen sprachlichen Gepflogenheiten seines Heimatlandes.

Um eines vorweg zu nehmen: Wer in Ihrem Buch eine ausführliche Abhandlung über Ihre Namensänderung erwartet, wird enttäuscht. Der Buchtitel ist folglich anders zu interpretieren.

Max Moor: Anders als meine beiden zuvor veröffentlichten Bücher, die von dem Schweizer Alien handeln, der in Brandenburg landet, ist dieses nun eine Rückblende in meine Kindheit – in jene Zeit, als der Max eben noch der Dietr war. Ich bin in einem sehr kleinbürgerlichen Schweizlein aufgewachsen, im Kanton Aargau, der nichts Besonderes zu bieten hatte, außer der Schuhfabrik und dem Eisenbahnknotenpunkt Olten. Es herrschte kalter Krieg, und eine Ehefrau konnte keine größeren Geschäfte tätigen als Lebensmittel einzukaufen – das war schon eine sehr andere Welt, in der ich groß geworden bin.

Eine Autobiografie also?

Natürlich bin ich sehr inspiriert worden von den Erinnerungen, die ich an meine Kindheit habe. Doch würde ich es eher als eine fiktive Autobiografie bezeichnen. Dieser Terminus gestattet es mir, mich hin und wieder von der tatsächlichen Erinnerung zu entfernen.

Sie schreiben aus zwei Perspektiven: als Dieter und aus der Sicht des Max.

Der kleine „Dieter“ erzählt aus der Perspektive des Kindes, für das die Schweiz der Nabel der Welt ist

und das elterliche Wort in Stein gemeißelt. Max hingegen blickt heute als erwachsener Mensch mit einer liebevollen Nachsicht auf seine Kindheit in der Schweiz zurück.

Schon als Kind trieb Sie das unbändige Verlangen, die Schönheiten der Schweiz respektive der Welt zu entdecken. Sind Sie diesem Drängen nachgekommen?

Viel zu wenig. Diese bittere Erkenntnis, die ich schon als Kind hatte, nämlich dass das Leben nicht annähernd ausreicht, um alles Schöne zu sehen, die entwickelt sich jetzt zur Gewissheit. Das ist wohl so ein Grundlebensgefühl, das mich schon immer begleitet hat. Noch heute denke ich, während ich das Eine mache, dass in dem gleichen Augenblick etwas Anderes nicht möglich ist. Anders ausgedrückt: Wenn ich im Restaurant den großen Teller Spaghetti mit Tomatensoße vor mir stehen habe, dann weiß ich, dass ich gerade die Pizza verpasst habe. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Sehnsucht nach dem Entdecken der Welt.

„JEDER, DER SICH MIT DER SCHWEIZERISCHEN SPRACHE BEFASST, MUSS SEIN HERZ ÖFFNEN UND AKZEPTIEREN, DASS DORT DIE REINE ANARCHIE HERRSCHT.“

Gemeinsam mit Ihrer Frau tauschten Sie das alpenländische Bergpanorama gegen das platte Brandenburger Land. Leidet ein gebürtiger Schweizer unter Gipfel-Entzug?

Keineswegs. Natürlich hat die Schweiz einen großen Reiz, viele unserer Freunde waren zunächst irritiert, dass wir ausgerechnet jene Region zu unserer neuen Heimat auserkoren hatten, die andere verlassen. Was uns lockte, war wohl das Gefühl, die Enge gegen die Weite zu tauschen. Dass hier der Himmel so weit ist, kein Bergmassiv den Blick begrenzt, das habe ich an der brandenburgischen Landschaft sehr schnell schätzen gelernt.

Auf welche soziokulturellen Unterschiede stießen Sie?

Ich glaube, auch hier war es die Weite – diesmal nicht die geografische sondern die gedankliche. Die Schweizer sind nicht nur ein sehr exaktes sondern ein ebenso bequemes Völkchen, das in vielerlei Hinsicht keine Veranlassung sieht, Sachverhalte, die doch immer gut waren, zu hinterfragen. Da stößt man auf viel Granit. In Brandenburg hingegen, einer Region, die auf eine so wechselvolle Geschichte zurückblickt, ist man flexibler, nimmt man neue Situationen als Herausforderung an.

In Ihrem Buch nehmen Sie den Leser mit auf eine Exkursion durch den Schweizer Wortschatz. Im Vorwort findet der Leser einen Warnhinweis zu Risiken und Nebenwirkungen.

Bevor das Buch in den Druck ging, gab es einige Kämpfe mit den Herren und Damen Lektoren, die unter Einsatz ihres Lebens versuchten, die Regeln der deutschen Sprache auf das Schweizerische zu

übertragen. Es gelang ihnen nicht und ich hoffe, dass sie dieses Trauma mittlerweile überwunden haben. Das Schweizerische hat mit der deutschen Sprache so viel gemein wie die Schwalbe mit einem Krokodil. Ich möchte dies an folgenden Beispielen verdeutlichen: Es gibt keinen Genitiv, Menschen weiblichen Geschlechts werden versächlicht („das Lotti“), und wer mit etwas ganz und gar nicht einverstanden ist, sagt „das find ich aber, im Fall beim Eid, gar nicht gut.“ Jeder, der sich mit der schweizerischen Sprache befasst, muss sein Herz öffnen und akzeptieren, dass dort die reine Anarchie herrscht. (nf)